
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 243. Bromberg, den 16. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(27. Fortsetzung.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In den nächsten Tagen lernte Sender auch die Lasten eines solchen Glücksfalls kennen. Kaum konnte er sich der Bettler erwehren, die ihn im Laden und daheim bestürmten; auch allerlei Plänemacher rannten ihm die Tür ein, der eine wollte mit seinem Gelde einen Kramladen, der andere ein Viehgeschäft, der dritte eine Brauerei eröffnen. Vor allem machten ihm die Geldmakler zu schaffen; dreihundert Gulden waren — und sind noch heute — in einer galizischen Kleinstadt ein großes Kapital. Der eine bot ihm zwanzig, der andere gar dreißig und mehr Prozent Zinsen, und es waren Leute darunter, die für den Betrag gut waren. Aber Sender trug sein Geld zur Sparkasse, obwohl sie nur fünf vom Hundert bezahlte. Selbst die Mutter ließ dies nicht ohne heftigen Widerspruch geschehen, den anderen vollends war seine Handlungsweise unfaßlich. Nur die Mildesten meinten: „Eben ein Pojaz, wie sollt' der mit Geld umzugehen wissen?“ wogegen Dovidl rief: „Ein Verrückter — ich fahr' aus der Haut!“

Zu dieser ohnehin schwer erfüllbaren Drohung ließ sich übrigens der Winkelschreiber jetzt seinem Schreiber gegenüber seltener hinreißen als sonst, der „Kapitalist“ hatte ihn nun ja nicht mehr nötig. Sogar Senders Verlangen, nun täglich zwei Freistunden mehr zu erhalten, führte zu einer gütlichen Einigung, nachdem er auch vom Lohn einen Gulden geopfert. Nur ein Zwischenfall hätte der Beziehung fast ein Ende gemacht, denn in Dingen der Rechtgläubigkeit verstand Morgenstern keinen Spaß, schon aus Geschäftsgründen.

Da brachte nämlich eines Tages, als Sender abwesend war, der Postbote ein Paket für ihn, für das neun Gulden Nachnahme zu bezahlen waren. Da ein Lemberger Buchhändler als Absender darauf stand, legte Dovidl den Betrag aus; er wollte wissen, welche Gesetze da der künftige Konkurrent heimlich bezogen, und ihm scharf ins Gewissen reden. Er war angenehm enttäuscht, als er, eine Sprachlehre und einen „Briefsteller“ abgerechnet, deren Nutzen auch ihm einleuchtete, im Paket lauter „dummes Zeug“ fand; wozu brauchte ein Winkelschreiber eine Weltgeschichte, ein Lesebuch und ähnliches? Daneben lag aber noch ein dünnes Büchlein, und als Morgenstern dieses aufschlug und nur zwei Zeilen las, ließ er es entsetzt fallen. Denn diese Zeilen lauteten: „Frage. An wen glaubst du? Antwort: An meinen Herrn und Heiland Jesum Christum . . .“

Es war entsetzlich, es war grauenvoll, aber nicht zu bezweifeln: Sender war entweder bereits heimlich getauft oder bereitete sich dazu vor. Einen solchen Menschen aber durfte er nicht länger unter seinem Dache dulden, sonst traf ihn selbst der Bannstrahl des Rabbi. Und darum harrte er dem Eintreten Senders in wildester Erregung entgegen und rief ihm dann kreischend zu: „Gib mir neun Gulden, nimm deine Bücher und geh' . . . Abtrünniger, weh' dir!“

Sender blickte ihn verblüfft an, zog, nachdem er den Zusammenhang begriffen, sein Beutelchen, zählte die neun Gulden auf den Tisch, griff nach den Büchern und fragte dann ruhig: „Seid Ihr wirklich so beschränkt wie Rabbi Manasse, oder stellt Ihr Euch nur so?“

„Ich platz' . . . . Schlag' das Büchlein auf . . . Ich rühr's nicht an — das dünne da . . Nun?“

Sender las: „Katechismus für katholische Volksschulen' . . . . . Das hab' ich nicht bestellt.“

„Nicht bestellt? Ich fahr' aus der Haut . . . Und was steht in dem Brief da?“

Er hielt ihm den Begleitbrief der Buchhandlung unter die Nase. Die Firma schrieb, sie habe, da die Post ihr den Brief verspätet übergeben, den Auftrag erst jetzt ausführen können und die verbreitetsten unter den gewünschten Büchern gewählt, gern sei sie eventuell zum Umtausch bereit. „Doch können wir Ihnen“, schloß der Brief, „keinen anderen Katechismus als den beiliegenden senden, da wir nur diese offizielle, vom erzbischöflichen Ordinariat approbierte Ausgabe führen, und es unseres Wissens Katechismen für einzelne Stände nicht gibt.“

Nun war Sender die Sache klar. „Esel“, murmelte er, obgleich die Schuld an ihm lag. Er hatte einen „Katechismus für einen künftigen Schauspieler“ bestellt.

Laut aber sagte er: „Ein Mißverständnis. Ich schicke das Büchlein vor Euren Augen zurück. Genügt Euch das?“

„Nein!“ rief der Winkelschreiber. „Ich muß doch wissen, was vorgeht. So gesteh's doch, du willst Christ werden.“

Erst nachdem ihn Sender darüber mit den feierlichsten Eiden beruhigt, gab sich Dovidl zufrieden, sofern er noch den Brief an den Buchhändler zu lesen bekomme. Aber dies konnte ihm Sender nicht versprechen, er gedachte seine Bestellung deutlicher zu wiederholen und für die Sendung Fedkos Adresse anzugeben. Dovidl war der letzte, den er in seine Pläne hätte einweihen mögen.

„Entscheidet Euch“, sagte er. „Genügt Euch mein Schwur nicht, so sind wir geschiedene Leute. Und ebenso gehe ich, wenn Ihr jemand eine Silbe von dem Katechismus erzählt.“

Dovidl fluchte und jammerte, dann gab er nach.

Die nächsten Wochen vergingen Sender in stiller, fleißiger Arbeit. Er konnte sich ihr ungestört widmen, im Freien, im Laden, in seinem Hause; die deutschen Bücher mehrten ihm nun sogar den Respekt bei den Leuten, sie gehörten ja zu seinem Geschäft. Nicht ohne Rührung trat er zuweilen in jenen Schloßhof, wo ihn vor Jahresfrist der unglückliche „Furbes“ das Lesen gelehrt; das Schicksal hatte ihn doch wohl geleitet, wie ungleich näher fühlte er sich nun seinem Ziele!

Aber nicht allein um dieses Zieles willen schuf ihm die Arbeit Behagen, er freute sich des unbekannten, nie geahnten Lebens, in das er nun zu blicken begann. Die Erde, ihre Bewohner, ihre Geschichte, begannen sich ihm sacht zu enthüllen, er erkannte, daß er wie ein Blinder dahingelebt, oder richtiger wie ein Kind, das sich für den Mittelpunkt allen Treibens hält und sein Stücklein Welt für die einzige, die es gibt. Weil seine Erkenntnis wuchs, erkannte er deutlich, welche ungeheuren Lücken sie hatte, und daß er erst ein winziges Teilchen von dem wußte, was es zu wissen gab, ja noch mehr, erst ein Atom von dem, was ihm zu wissen nötig war. Aber weder diese Erkenntnis, noch die instinktive Empfindung, daß er von dem Wenigen, was ihn seine Bücher lehrten, vieles falsch und verkehrt auffasse, vermochte seine Zuversicht zu trüben; er mußte Lehrer haben, gewiß — der rechte Fortschritt begann erst in Lemberg, aber der war ihm ja auch gewiß.

Der Herbst, — wenn er nur erst da war! Er wünschte der Zeit Flügel, jeder einzelne dieser langen, heißen Julitage wollte gar nicht enden. Aber neben der Arbeit half ihm

auch der Gedanke über diese Pein hinweg, daß dies die letzte Zeit war, wo er der Mutter Liebe mit Liebe vergelten konnte. Sein Verhältnis zu ihr war nun inniger und zärtlicher geworden als je vorher, vielleicht, weil sich beider Wesen seit seiner Krankheit gewandelt. Sein Übermut hatte sich gelindert, kopfschüttelnd gedachte er nun selbst zuweilen der unzähligen tollen Streiche, in denen sich einst der dunkle Drang, der nun das rechte Ziel gefunden, ausgetobt. Die harte, verbitterte Frau aber war vollends immer weicher, und nun im Sonnenschein des Glücks fast fröhlich geworden. Freilich schien es ihm, als ob diese hellere Stimmung sich ihr wieder ein wenig getrübt hätte; sie seufzte zuweilen oder starrte stundenlang sinnend in das Licht der Lampe. Aber er glaubte den Grund zu wissen, der Marschallik fand sich ja wieder oft ein, und sie flüsterten dann immer lange miteinander; offenbar wurde abermals über eine neue Partie verhandelt, und diesmal war wohl auch Morgenstern irgendwie dabei beteiligt, denn auch er erschien ab und zu im Manthause oder Frau Rosel in der „Prifat-Agentschaft“. Es wurde dann drinnen so leise gesprochen, daß er kein Wort verstand, aber er war nicht neugierig; gleichviel wie die Braut hieß, sie mühten sich vergeblich.

Mehr Unbehagen machte es ihm, daß er jenen „Katechismus“ noch immer nicht erhalten hatte; endlich schrieb ihm der Buchhändler, er könne das Buch ohne genaue Angabe des Titels nicht auftreiben. Aber auch dies war nicht gar so schlimm, da mußte er den August und September eben anderswie nützen. Nun war er ja so weit, um nach Nadlers Rat die Werke Lessings und Schillers lesen zu können, und die standen ihm in der Bibliothek des Klosters zu Gebote.

Sein Freund Fedko war unschwer zu finden; er saß noch immer jeden Abend in seiner Stammkneipe. Der Alte war aufrichtig gerührt, als ihm Sender sein Anliegen vortrug.

„O, ich habe es geahnt,“ sagte er. „Neulich habe ich einen merkwürdigen Traum gehabt; ich bin auf dem Marktplatz gelegen und war so schwer besoffen, daß ich mich nicht rühren konnte. Dann hat es zu regnen begonnen — lauter Slibowitz — in den Mund hat es mir hineingeregnet. Wie ich aufstehe, sage ich gleich: „Fedko“, sage ich, „das bedeutet etwas Angenehmes — vielleicht stirbt der Prior — ein Totenmahl, und es muß ein neuer gewählt werden — ein Festmahl. Oder vielleicht kommt der verrückte Jude wieder!“ Also — der Prior lebt — aber du bist wieder da! Nun — wann willst du zu den Büchern?“

„Morgen,“ erwiderte Sender.

„Gut! Morgen! Aber den Slibowitz könntest du schon heute zahlen.“

Sender war dazu bereit. Mit strahlendem Gesicht setzte sich der Alte hinter den Schenktisch. Als er jedoch das Gläschen zum Munde führen wollte, verfinsterte sich plötzlich seine Miene.

„Teufel!“ murmelte er bestürzt, „daran habe ich ja noch gar nicht gedacht!“

„Woran?“ fragte Sender.

„Hm! Da haben sie nämlich —“ Er stockte und sann nach! Dann griff er nach dem Gläschen und leerte es.

„Ach was!“ murmelte er, „alle Menschen sind doch nicht verrückt wie dieser Jude da! Und wenn man nur vorsichtig ist. . . . Also morgen, lieber Senderko, morgen mittag!“

Am nächsten Tage geleitete er ihn um die erste Nachmittagsstunde, kurz nach dem Mittagsläuten in die Bücherei.

„Es ist freilich eine Gefahr dabei,“ murmelte er, „wir müssen leise auftreten.“

„Warum?“ fragte Sender.

„Hm — nein — nichts!“ stotterte der Alte und wurde dunkelrot, er war das Lügen nicht gewohnt. Aber da standen sie schon vor der Tür der Bibliothek.

„Auch ich bin seitdem nicht dagewesen,“ sagte Fedko treuherzig, indem er öffnete, „das Herz hat mir zu weh getan. So ohne dich — ohne einen Zweck. . . . Du findest alles wie früher.“

Sender trat ein, die Riegel schlossen sich hinter ihm.

Es war in der Tat alles genau so, wie er es verlassen. Nur war ein Fensterflügel geöffnet, da drang die Sommerluft herein.

„Vielleicht hat der Sturm den Flügel eingedrückt,“ dachte Sender. Aber als er näher zusah, gewahrte er noch eine Veränderung. Auf dem Tische des Ämilius lagen einige vergilbte Hefte. Er schlug sie auf und begann zu lesen. „Ho—mo homi—ni lu—pus.“ Er konnte kein Wort verstehen, es war lateinisch.

War einer der Mönche inzwischen hier gewesen? Möglich, aber was störte das ihn! Er begann nach Schillers Werken zu suchen, fand sie jedoch nicht. Hingegen fiel ihm ein anderes Buch in die Hände, das er gleichfalls schon dem Titel nach kannte, es war im Lesebuch oft erwähnt: „Faust“ von Goethe. Er blätterte hin und her. Es befremdete ihn, daß er kein Personenverzeichnis fand, keine Einteilung in Akte. Dann aber begann er wohlgemut zu lesen:

„Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medizin“

und so weiter bis zum Vers: „Heiße Magister, heiße Doktor gar“ — Da stutzte er zuerst: „Magister?“ Das war der Titel des Provisors in der Apotheke, der Magister der Pharmazie war — „Ist dieser Faust Apotheker und Arzt zugleich?“ dachte er. „Aber warum nicht, da er so vielerlei studiert hat?“ Und weiter las er bis zum Vers:

„Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,“

da hielt er abermals inne und fragte laut: „Was plagt ihn nicht? Was heißt Skrupel?“

„Ist das das einzige, was du nicht verstehst?“

Es war eine sanfte, leise Stimme, die diese Worte hinter ihm sprach, aber Sender erschrak tödlich und das Buch kollerte auf den Boden. „Gott über Israel!“ stieß er entsetzt hervor und wandte sich um.

Vor ihm stand ein gebückter, klein gewachsener Greis im weißen Ordensgewande der Dominikaner.

„Erschrick nicht so,“ sagte er lächelnd. „Wie kommst du her?“

„Ver—zei—hen Sie —“ stammelte Sender und starrte ihn aus weit aufgerissenen Augen an.

„Hat dich der Fedko eingelassen?“

„Ja.“

„Und was suchst du hier?“

„Bücher — deutsche Bücher!“

Er brachte es nur mit Mühe hervor, und bebend fügte er hinzu: „Ich habe nichts genommen — alles stelle ich wieder an seinen Platz.“

Der Greis trat näher — Sender wich zurück.

„Fürchte dich nicht,“ sagte der Mönch milde. „Von mir kommt dir nichts Schlimmes!“

Er ließ sich auf den Sessel des Ämilius nieder.

„Warum suchst du die Bücher hier?“ fragte er.

„Wo könnt' ich sie sonst finden?“ erwiderte Sender. „Aber ich will nichts, als sie lesen — bei Gott im Himmel!“

Wieder lächelte der Greis — es war ein gütiges, mildes Lächeln in dem feinen, bleichen, durchfurchten Antlitz. „Das glaub' ich dir! Diebe lassen sich nicht vom Pförtner einschließen, um den Monolog des Faust lesen zu können. Aber ich meine, du könntest dies Buch und ähnliche auch anderswo finden. Beim Stadtarzt zum Beispiel, der ebenfalls ein Jude ist.“

„Gewiß,“ erwiderte Sender. „Der hat viele Bücher und ist ein guter Mann, er würde sie mir vielleicht leihen und es auch niemand sagen. Aber ein Zufall kann es doch enthüllen, ich hab' gedacht: ich bin nirgendwo so sicher wie hier.“

„Aber warum diese Heimlichkeit?“

„Unser Rabbi ist streng und die anderen auch. Man darf höchstens die notwendigsten deutschen Bücher lesen, aber keine solchen. Das ist Sünde, glauben sie.“

„Das glauben auch manche andere Leute,“ sagte der Mönch. Und wie im Selbstgespräch fügte er leiser hinzu, indem er die Hand auf die Schriften des Ämilius legte: „Der da hat recht gehabt, es ist überall dieselbe Geschichte, nur die Tracht ist verschieden . . .“

Dann fragte er: „Warum tust du, was der Rabbi verbietet?“

„Weil ich nicht anders kann!“

Der Greis nickte, als hätte er diese Antwort erwartet.

„Wieder einer, den der große Durst quält, nicht wahr?“

Sender schwieg; er verstand nicht, was der Mönch meinte.

„Die großen Rätsel haben dich angefaßt und du möchtest die Antwort finden, dich den Klauen der Sphinx entreißen?“

Sender schüttelte langsam und zaghaft den Kopf.

Der Greis blickte ihn schärfer an. „Du verstehst mich nicht?“ fragte er.

„Wegen Rätseln bin ich nicht gekommen,“ sagte Sender schüchtern.

„Was suchst du in den Büchern?“

„Wissen,“ sagte Sender. „Die Bildung.“

Der Greis nickte. „Warum suchst du sie?“

„Herr — Herr —“ Sender suchte nach der richtigen Titulatur. „Herr Prior, das ist eine lange Geschichte —“

„Sag' nur: Pater Marian oder auch Pater Poczobut, dies ist mein Name, ich bin nicht Prior. Und wie heißt du?“

„Sender — Alexander Kurländer . . .“

„Also, Alexander, erzähle mir die Geschichte.“ Und als er den jungen Juden zaudern sah, setzte er hinzu: „Du kannst mir vertrauen, gewiß!“

„Ja“, sagte Sender, das weiß ich.“ Der Mann vor ihm trug eine Tracht, die ihm seit seiner Kindheit Furcht, ja Grauen eingeflößt, aber das war das Antlitz, die Stimme, der Blick eines guten Menschen. Und dann — „ertappt bin ich nun einmal“, dachte er, „vielleicht überzeugt er sich wenigstens, daß auch ich kein schlechter Mensch bin.“ Und er erzählte alles, seine Schicksale, seinen Lebenszweck — und viel

ausführlicher, als er vorhatte, weil Pater Marian durch Zwischenfragen, durch den Ausdruck seiner Züge bewies, daß ihn die Erzählung lebhaft interessierte.

„Merkwürdig", sagte er, nachdem Sender geschlossen. „Sehr merkwürdig. Ich hätte derlei kaum für möglich gehalten. Und doch", fuhr er in jenem langgezogenen, halblauten Tone fort, in dem er laut zu denken pflegte, „was ist da zu verwundern?! . . . Wo immer so ein Funke entglimmt, oft mitten im tiefsten Dunkel, und zur Leuchte wird, ist auch etwas Rätselhaftes dabei — den letzten Grund kennen wir nicht. Wir glauben, daß diese Funken sehr selten sind auf dieser dunklen Erde — das mag nicht richtig sein, sie sind häufig genug, nur daß wir von den meisten nie erfahren, weil sie das Dunkel wieder verschlingt . . . Und wie wird es diesem da ergehen?"

Er heftete seine Augen gedankenvoll auf das kluge, bleiche, scharfgeschnittene Antlitz des jungen Mannes, mit den feurigen, rasch blickenden Augen.

„An Ausdauer wenigstens scheint es dir nicht zu fehlen", sagte er. „Ich weiß nicht, wie viel dir deine Studien im Winter genützt haben, aber jedenfalls hast du einen hohen Preis dafür gezahlt. Denn deine Erkältung hast du dir offenbar hier geholt."

„Vielleicht", erwiderte Sender. „Ich hab' nicht darüber nachgedacht. Aber was liegt daran? Jetzt bin ich gesund."

„Was liegt daran?" wiederholte der Greis. „Der Funke scheint echt. Und warum sollte sich nicht Ähnliches zum zweitenmal begeben? Du hast doch zweifellos", wandte er sich wieder an Sender, „von deinem berühmten Schicksalsgenossen gehört? Er war auch nur ein armer, unwissender Judenknabe, ein „Pojaz" wie du, und ist ein großer deutscher Schauspieler geworden."

„Natürlich hab' ich von ihm gehört!" rief Sender freudig. „Er ist sogar mein Beschützer, Adolf Nadler. Wissen Sie vielleicht, wo er jetzt ist?"

„Nadler? Den kenn' ich nicht. Ich habe Bogumil Dawison gemeint. Ich habe ihn vor zwei Jahren einmal in Breslau gesehen, als Shylock, und werde den Eindruck nie vergessen."

„Den spielt auch der Herr Nadler sehr gut", sagte Sender. „Und auch ich werde ihn gut spielen — das weiß ich."

Der Greis mußte lächeln. „Wie alt bist du?"

„Bald einundzwanzig."

„Wenn es nur nicht schon —" begann er, „zu spät ist", hatte er sagen wollen. Aber wozu den armen Menschen entmutigen? — Im September wollte er ohnehin nach Lemberg.

„Du gefällst mir", sagte er. „Kann ich dir in den zwei Monaten noch etwas nützen, soll es gern geschehen."

„Ich dank' Ihnen!" rief Sender freudig und tat einen Schritt vorwärts. Er wollte die Hand des Greises fassen, aber er traute sich nicht. Als sie ihm der Pater jedoch reichte, beugte er sich ehrfurchtsvoll auf diese zitternde, runzelige Hand nieder und hätte sie geküßt, wenn sie sich ihm nicht rasch entzogen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Christ- und Dreikönigsspiele.

In meiner Jugendzeit gingen vor und nach Weihnachten in unseren Dörfern im westlichen Netzegau die wunderlichsten Gestalten um: d' hea Krist (d. h. der heilige Christ) mit seinem Petrus, Weihnachtsmänner mit einer Wunderlampe (Transparent) des Stalles zu Bethlehem, die Weisen aus dem Morgenland mit ihrem Stern u. a. m.. Später blieb nur der Umgang des „heiligen Christ". Da zog er, in ein langes Hemd gehüllt, mit einer großen bemalten und bebänderten Papierkrone auf dem Haupt, in der Linken eine Büchse, in der Rechten den gefürchteten Stock, von Haus zu Haus, und hinter ihm schritt in respektvollem Abstande „der Belzebock" — Petrus mit dem Sack auf dem Rücken. Mit etwas rostiger Stimme begann der „heilige Christ" zu singen:

„Seid gegrüßt, ihr meine Lieben,
Seid gegrüßet, jung und alt!
Legt die Arbeit vor euch nieder,
Denn es kommt der heil'ge Christ."

Dann zeigte er auf die Tür, in der gerade der „Belzebock" erschien:

„Sieh' da, sieh', da kommt Petrus rein,
Der strafet die kleinen Kindelein."

Hierauf Petrus:

„Sie kamen geritten alle drei
Auf Esel, Pferd und Besenstiel.
Ich bin kein Ochs und Ziegenbock,
Ich bin der rechte Belzebock."

Darauf der heilige Christ": „Wir wollen singen das Lied:
Vom Himmel hoch, da komm' ich her
Und bring euch gute neue Mär.
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken gebratenen Hirsch,
Eine schöne Mitte darein,
Sechs Flaschen mit Wein,
Da kann der Herre wohl lustig sein.
Wir wünschen der Frau eine goldene Kron',
Aufs neue Jahr einen Ehrensohn.
Wir wünschen dem Sohn ein gesatteltes Pferd,
Ein Paar Pistolen, ein blankes Schwert.
Wir wünschen der Tochter ein goldenes Buch,
Daraus sie kann lernen und werden klug.
Wir wünschen dem Knecht eine Schneidelad',
Darauf er kann schneiden früh und spat.
Wir wünschen der Köchin eine kupferne Pfann',
Aufs neue Jahr einen Jägersmann."

Dann schüttelt er die Büchse, in der die Geldstücke klappern:

„Wir hören die Schlösser wohl rauschen und klingen,
Sie wollen uns eine Verehrung bringen,
Verehrung bringen."

Der Gesang hörte auf. Der „heilige Christ" bekam ein Geldstück in die Büchse und „Petrus" allerlei Eßwaren in den Sack. Unterdessen wurden die zitternden Kinder gefragt, ob sie artig wären, gut lernten und beten könnten. Mehr furchtsam als andächtig sagten die Kleinen ihre Gebetlein her und bekamen dafür einen oder zwei Bonbons. Wenn der „Verehrung" genug geschehen, zog der „heilige Christ" mit seinem „Petrus" ab:

„Wir können hier nicht mehr länger steh'n,
Wir müssen ein Häuschen noch weiter geh'n."

Mit dem Kriege stellte der „heilige Christ" auch seinen Umgang ein.

In der Gegend meiner jetzigen Wirksamkeit bei Bromberg gehen unter der deutschen Bevölkerung nur die „Weihnachtsmänner" um, die aber nur brummen und weder singen noch sonst etwas Vernünftiges reden, dafür aber die Mädchen um so kräftiger mit ihren versteckten Klopfpeitschen schlagen.

Viel mehr wird von den Polen veranstaltet. In der üblichen polnischen Verkleidung mit Leinwandhosen und umgedrehten Pelzjacken, die schauerlichsten Larven vor dem Gesicht, ziehen die Burschen meist zu vieren, „zwei Männer und zwei Frauen", der eine mit einer Ziehharmonika, alle aber, auch die zarte Weiblichkeit, mit langen Klopfpeitschen bewaffnet, von Haus zu Haus, tanzen und schlagen die Mädchen und heimsen allerlei Gaben ein. Oder es erscheint ein Bärenführer mit einem Bären, den er tanzen und die Mädchen schlagen läßt. Das Schlagen der Mädchen ist bei allem die Hauptsache.

Im vorigen Jahre bekam ich auch ein größeres Spiel „vom Herodes" zu sehen und zu hören — das letztere wegen der mangelhaften Kenntnis der polnischen Sprache freilich nur sehr dürftig. Da zog ein ganzer Spielertrupp mit einer breiten Leinwand als Panier von Haus zu Haus, von Ort zu Ort. Die Spieler waren polnische Burschen eines deutschen Gutes.

Auf eine Bank, den „Thron", setzte sich Herodes, mit einem weiten goldstrahlenden Pappanzer umbrustet. Zwei Soldaten standen mit gezogenen Schwertern neben ihm. In einiger Entfernung vor ihm wurde die Leinwand, die mit einem großen Stern bemalt war, von zwei Jungen an zwei Stangen entfaltet und gehalten. Das war der Vorhang, hinter dem die übrigen Mitspieler zu ihrer Zeit hervorkamen und verschwanden.

Herodes hatte den Befehl gegeben, in Bethlehem alle Kinder zu töten. Die Soldaten wollten das, wie ein dritter Soldat meldete, nicht tun, wurden aber von Herodes dazu gezwungen. Da rächten sie sich dadurch, daß sie des Herodes Sohn auch mit töteten, wie ein kleines gekröntes Szepter, das sie dem Vater brachten, bezeugte. Dadurch wurde Herodes nur noch böser gemacht. Ein schwarzer Teufel, mit einer eisernen Gabel bewaffnet, kam hinter dem Vorhang hervor und wollte mit Herodes einen Pakt machen. Da kam von der anderen Seite ein weißer Engel mit einem Kreuz in den vorgestreckten Händen, der Teufel verschwand und der Engel redete Herodes ernst und lieb zu. Als er davongegangen, erschien der Schwarze wieder und lockte, bis auch der Engel wieder kam. So wechselten die beiden mehrmals miteinander ab, bis schließlich der Teufel siegte und Herodes ihm seine Seele verschrieb. Nun kam ein alter Mann, auf einen Stock gestützt, und furchtbar keuchend, angehumpelt. Der verfluchte unter Keuchen und indem er fortwährend eine Prise aus der Schnupftabakdose nahm,

den Mörderkönig. Bald schlich auch der Tod hervor, weiß und bleich, wetzte seine Sense und holte mit ihr nach dem Halse des Herodes aus. Der aber zog im letzten Augenblicke den Pakt mit dem Teufel aus der Tasche, hielt ihn dem Tode vor die Augen, und der Sensenmann mußte ärgerlich abziehen. Dafür aber kam der Teufel freudig hervorgesprungen, umtanzte sein Opfer und pickte daneben auch die jungen Mädchen mit seiner Gabel.

Das Spiel war aus. Herodes erhob sich und stimmte ein Loblied auf die Freigebigkeit des gnädigen Herrn an. Die ganze Truppe sang ein polnisches Weihnachtslied, bekam ihren Lohn und zog weiter. — An einem Orte hatte das Spiel eine tragische Fortsetzung. Ein junger Postbeamter spielte den Herodes. Kurz nach dem Spiel kam es zu einem Streit und einer Messerstecherei. Dabei wurde der Postbeamte erstochen. Fr. Just.

...mitten im kalten Winter...

Von Zeit zu Zeit wird in gelehrten Büchern und Zeitungen ausgeführt, daß das Weihnachtsdatum nicht stimme. Da heißt es etwa:

Es sei schon unwahrscheinlich, daß die heilige Nacht im Dezember war, weil im heiligen Lande zwar im Dezember eine milde Temperatur — durchschnittlich 11 Grad Celsius — herrsche, aber doch häufigere Regentage, mindestens 11, seien, und diese Unwahrscheinlichkeit werde zur Gewißheit, weil im Oktober der Pflanzenwuchs aufhöre und das Vieh, wie es auch die Mischna bezeuge, in die Ställe komme, also die Hirten unmöglich im Dezember des Nachts ihre Herde hüten können.

Ich will auf diese gelehrten Ausführungen nicht weiter eingehen, denn einmal ist mit gelehrten Leuten schlecht streiten, und sodann habe ich von meiner Schulzeit her noch ein gewisses Unbehagen wegen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Nur ein Erlebnis will ich erzählen.

Ich wohne bei Bromberg in der Nähe der Weichsel. Bekanntlich ist es bei uns erheblich kalt, und der Winter ist strenger und länger als in Mittel- und Westdeutschland. Jedes Erdkundebuch wird das bestätigen und die nötigen Forst-, Schnee- und Kältezahlen bringen. Der Pflanzenwuchs hört auch im Oktober auf und das Vieh kommt ebenfalls frühzeitig in die Ställe. Das wird man auch in den verschiedensten Büchern über unsere Gegend bestätigt finden.

Nun war im Jahre 1924 das Rindvieh bis an den Anfang Dezember draußen auf der Weide. Ja, zu Weihnachten hütete der Schäfer seine Schafe auf einem Weidestück nahe an unserer Kirche. Als ich dieses liebliche Weihnachtsbild der weidenden Schafherde betrachtete, kam ein Landwirt hinzu und sagte: „Dies Jahr haben wir's doch gut. Da kann das Vieh den halben Winter draußen auf Weide gehen und wir sparen die Stallfütterung." „Nach dem Kalender müßten die Schafe längst im Stalle sein," erwiderte ich. Der andere sah mich bedenklich von der Seite an und bemerkte kurz: „Der Landwirt richtet sich nicht nach dem Kalender, sondern nach der Witterung, aber es ist doch Weihnachten!" „Gerade das sollte Ihnen das Hüten draußen um so weniger verwunderlich erscheinen lassen. Das steht doch schon in der Weihnachtsgeschichte: Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde."

„Das haben Sie aber gut behalten."

„Solche liebe Geschichte zu Weihnachten vergißt man doch nicht."

„Mir kommt das auch nicht wunderlich vor. Wie oft habe ich schon Schafe im Winter auf dem Schnee die allzu üppige Saat abweiden sehen! Aber auf grüner Weide zu Weihnachten sehe ich dies Jahr zum ersten Male eine Schafherde. Da dachte ich, was würden wohl unsere gelehrten Leute sagen, die die heilige Nacht zu Weihnachten für unmöglich halten, weil im Dezember das Vieh nicht draußen weiden könne, wenn sie dieses Bild der weidenden Schafherde sähen!"

„Gelehrt, verkehrt! Die Gelehrten sitzen hinter ihren Büchern und vergessen darüber das wirkliche Leben."

„Urteilen Sie nicht so ohne weiteres die Gelehrten ab!"

„Das ist ein Sprichwort. Gelehrte müssen ja auch sein.... Fröhliche Weihnacht!"

Damit ging er weiter. Ich blieb aber noch eine Weile stehen und schaute der weidenden Weihnachtsherde zu.

Unwahrscheinlich und wider alle Berechnungen und Erfahrungen ... wie ... wie die Weihnachtsgeschichte selber ... aber eine Tatsache.

„... und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter."

Fr. Just, Sienno.

Matthias Claudius und der Lump.

Von Hans Gäfgen.

Ein kalter, klarer Morgen schaute in Claudius' und seines Weibes Schlafkammer. Der Ostwind spielte auf der Wetterfahne sein ächzendes Lied, und Reif lag mattsilbern auf Weg und Strauch.

Als Matthias durch seinen Garten ging, um nach den schwellenden Knospen zu schauen, da sah er außen am Zaun einen Mann liegen. Er schritt eilig hinzu und erkannte, daß es ein Landstreicher war. Zerrissen die Schuhe, zerlumpt der Rock, wildes Gelock um das bleiche Gesicht, so lag der Mann im frostigen Morgen.

Claudius kniete nieder und bettete das Haupt des Erstarrten in seinem Schoß.

Der Fremde war nicht tot.

Leise hob und senkte sich seine Brust, aber der Atem kam mühsam und keuchend aus gequältem Leib, und wirre Träume mochten den Geist des Mannes umtaumeln, der hier zusammengebrochen.

Matthias rief einen Bauer an, der vorüberging, und trug mit seiner Hilfe den Fremden ins Haus.

Auf einmal schlug er die Augen auf, sah verstört auf die fremden Gesichter und Dinge und schien aufspringen zu wollen.

Claudius aber drückte ihn sanft und behutsam auf das Bett nieder und sprach liebe Worte zu dem Manne.

Der lauschte, wie im Traum und wußte nicht, wie ihm geschah.

Dann aber sprach er mit leiser, zaghafter Stimme und erzählte von seinem Leben. Daß er von Bayern her nach Norden gewandert sei, daß er eine arme, alte, treue Mutter zurückgelassen habe, die sich mit Waschen ihr kärgliches Brot verdiene, und daß er, da er nirgends Arbeit gefunden, ein Lump geworden sei.

Ob er denn nicht glaube an die Allmacht und Güte Gottes, fragte Matthias.

Da lachte der Fremde kalt und höhnisch auf, und dann weinte er laut und bitterlich.

Als der Mann, von Claudius in seine Sonntagskleider gesteckt, sich ein wenig gekräftigt hatte, nahm ihn Matthias am Arm und führte ihn hinaus auf den Friedhof, der seine Hügel um die kleine Kirche von Wandsbek hob.

Da lagen Männlein und Weiblein in friedlichem Verein, und dazwischen waren die Gräber der Kinder.

Die laue Lenzluft hatte die Haselsträucher, die zwischen den Hügeln wuchsen, zu Wunderbäumen gestaltet, die der Wind in goldenen Fontänen aufschäumen ließ. Und gelbe und violette Krokus standen wie züngelnde Flämmchen auf den Gräbern, und die silbernen Kelche der Schneeglöckchen läuteten leise und lieblich.

Claudius setzte sich mit dem Fremden auf eine Steinbank und deutete schweigend auf die Blüten und Kätzchen, deren Goldstaub auf sie niederrieselte.

Kein Wort kam von Matthias' Lippen.

Nur dann und wann sah er auf den bleichen Mann, in dessen Augen allgemach ein seltsames Funkeln und Leuchten begann.

Als aber die Abendglocke ihren stillen Segen über die Erde rief und die Sonne in einem gleißenden Goldstrom am Himmel verging, da reichte der Fremde schweigend seine Hand Claudius hin und sagte mit warmer, inniger Kinderstimme: „Ich danke Euch, Ihr habt mich wieder glauben gelehrt."

Am nächsten Morgen wanderte der Mann von dannen.

Claudius aber war es, als sei noch kein Frühling so herrlich gewesen, wie dieser, als habe die Amsel noch nie so innig und dankbar gesungen vom Giebel seines Hauses.

Lustige Rundschau

* **Der unzufriedene Gatte.** Er (kopfschüttelnd): „Ein Kaffeegebräu hast du heute wieder fabriziert, Frau — ein Kaffeegebräu ..." Sie (empört): „Na, das ist doch stark!" Er: „Im Gegenteil, meine Liebe. Das ist sehr schwach."

* **Die Bedauernswerten.** Die Herrschaften sind in der Stadt, um Besuche zu machen. Lina, das Dienstmädchen, ist allein zu Hause. Da klingelt's, es kommt Besuch: „Sind die Herrschaften zu sprechen?" — „Nein, die sind zu bedauern, sie machen Besuche in der Stadt."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.